

BUCH-KRITIK



Franz Farga:
Geigen und Geiger.

Albert Müller Verlag,
Zürich/Stuttgart 1940/1983,
367 S., zahlr. Abb., 79 DM

■ Der Verlag bezeichnet Franz Fargas „Geigen und Geiger“ als Klassiker. Die siebente Auflage liegt jetzt vor, von Geigenbaumeister Karl F. Mages und „FonoForum“-Mitarbeiter Wolfgang Wendel bearbeitet und ergänzt, von Ursula Dülberg herausgegeben. Es ist nicht zu bestreiten, daß zahllose Musikfreunde durch den Farga-Text auf speziellere Probleme im Umkreis der Violine und auf Phänomene geigerischer Kommunikation hingewiesen worden sind. Somit konnte der großzügig bebilderte Band den Bedarf nach unterhaltender, philologisch locker kredenzter, im blumigen Plauderton vorgetragener Aufklärung stillen. Eine Mischung aus geschichtlichem Abriss und Anekdoten-Kompendium, bei dem sich – im Farga-Teil – Wirklichkeitssinn und von Begeisterung getragene Spekulation ungefähr die Waage halten.

Den Persönlichkeiten-Teil hat Wolfgang Wendel auf den letzten Stand gebracht. Sein 22. Kapitel – „Geiger des 20. Jahrhunderts“ überschrieben – ist in der Großstrukturierung in die Abschnitte „Europa“, „USA und Israel“ und „Ferner Osten“ unterteilt. Die einzelnen Länder unseres Kontinents geben Anlaß zu weiterer Aufschlüsselung. Wendels

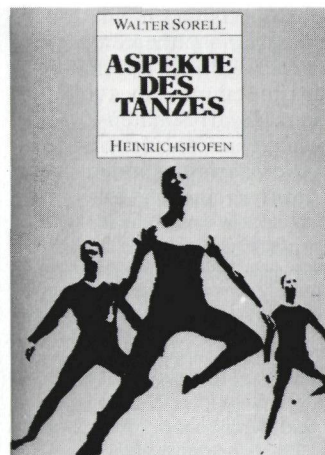
Verdienst ist es, namentlich dem Schallplattenhörer einen mit etlichen Detailhinweisen angereicherten Kommentar über führende zum Teil noch sehr junge Geiger „in der Nachfolge“ Joseph Joachims bereitgestellt zu haben, dessen Gewichtung selbstverständlich nach subjektiven Kriterien vorgenommen wurde und – je nach Perspektive des Lesers – Zustimmung oder Einspruch herausfordern wird. Zuweilen wird die Ausführlichkeit der Auseinandersetzung und auch die Emphase in der Wertung durch die jeweils greifbaren Materialien, Interviews zum Beispiel, beeinflußt. Wendels „Geiger-Abriss“ ist salopp geschrieben. Allgemeinplätze („... der sie durch ihr temperamentvolles Spiel eine zumeist ausgesprochen romantische Aura verlieh“ oder „Musik steht bei ihm im Mittelpunkt“) werden von umgangssprachlichen Wendungen begleitet („... hat er sich zur Zentralfigur des Walliser Musiklebens gemacht“). Daraus resultiert der Haupteinwand gegen diese Veröffentlichung: dienlich wäre es gewesen, auch für den fachlich weniger anspruchsvollen Leser, einer Fülle von Wissen und gescheiten Beobachtungen auf dem interpretatorischen Sektor, eine verantwortungsvoller redigierte Form zu verleihen. *Peter Cossé*

Walter Sorell: Aspekte des Tanzes Gestern, Heute, Morgen.

Heinrichshofen Verlag,
Wilhelmshaven 1984,
296 S., 45 Abb., 38 DM

■ Wenn ein Tanzkritiker, ein Dozent, sich als Bücherschreiber macht, dann kommt meist die x-te Tanzgeschichte in Text und/oder Bild dabei heraus. Um so erfreulicher ist es, einmal ein Buch in die Hand zu bekommen, das mehr als hinlänglich bekannte Fakten bringt.

Walter Sorell, amerikanischer Tanzpublizist, der reif an Jahren und reich an Erfahrungen ist, setzt bei seinen „Aspekten des Tanzes“, obgleich er mit



Erklärungen nicht spart, doch die Kenntnis der Tanzgeschichte, ja übergreifender Zusammenhänge – kurz gesagt eine fundierte Allgemeinbildung voraus. „Dieses Buch will... vielmehr zeigen, wie stark verankert der Tanz in unserem Leben ist, wie er die Grenzen des Sakralen ins Profane überschritten hat, um im Grunde immer wieder das Sakrale in sich zu suchen und zu berühren“, schreibt Sorell in einer kurzen Einleitung. Der Mensch an sich ist es denn auch, der im Zentrum seines Interesses steht, der Mensch als kulturelles Wesen, der besonders und ursprünglich im Tanz gelernt hat, seine Gefühle zu äußern und sehr bald den Tanz als Ritual der Gotteshuldigung zu begreifen. Das religiöse Pathos der beiden Eingangskapitel sollte jedoch weniger spirituell interessierte Leser nicht abschrecken. Sorell stellt den Tanz nämlich ganz vorzüglich in Beziehung zu anderen Künsten, zur bildenden, zur Literatur, zur Musik und man erfährt, ergänzt durch ein umfassendes Register, viel Wissenswertes gerade über das Verhältnis des amerikanischen modernen dance im Geflecht der jeweiligen Kunstszene.

Leider sind Sorells Exkurse ins Soziologische weit weniger glücklich. Das liest sich dann etwa so: „Donald McKayle war einer der ersten Negertänzer, der im modernen dance-Idiom die sozialen Schwierigkeiten seiner Rasse und Zeit gestaltete.“ Auch den schwammigen Terminus „Zeitgeist“ schätzt der Autor sehr. Solche Sätze, sol-

che Begriffe fordern zum Widerspruch, zum Streitgespräch auf. Und streiten möchte man sich mit Sorell nach jedem Kapitel, weil er so unverblümt subjektiv größtenteils selbst erlebte Tanzgeschichte aufbereitet. Und mit welchem Autor kann, will man das schon?

Eva-Elisabeth Fischer

Helmut Hopf, Walter Heise, Siegfried Helms (Hg): Lexikon der Musikpädagogik.

Bosse Verlag,
Regensburg 1984,
362 S., 40 DM

■ MP. heißt – natürlich – „Musikpädagogik“ und ist eines der Kürzel in einem ebenso neuen wie außerordentlichen Sammelwerk, der lexikografischen Aufarbeitung des aktuellen Bestandes an musikpädagogischer Information. Rund 360 Seiten stark und obwohl Paperback, doch mit einer Dauerhaftigkeit verheißenden Papierqualität, geriet dieses „Lexikon der Musikpädagogik“ zu einem Glücksfall der musikalischen Lexikografie. Offenbar ist es die Arbeit von Praktikern des Metiers, und dazu zählen nicht nur die Herausgeber Helmut Hopf, Walter Heise und Siegfried Helms, wie sie – warum unalphabetisch? – in Titel und Vorwort aufgeführt werden, sondern auch die genau einhundert Autoren der einzelnen

Sachartikel, die dem Stoff eine reizvoll mannigfaltige Nuancierung abgewinnen.

Dieses Lexikon deckt ein Gebiet ab, das herkömmliche Musiklexika, auf Persönlichkeitskultur fixiert, vernachlässigt haben, und doch gäbe es keine Musik ohne ihre Lehrbarkeit. Aus dieser Tatsache schlagen die Autoren und Herausgeber freilich kein Kapital für ihr Image. Namensartikel sind selten in diesem Lexikon; denn es geht um die Sache – von Abiturprüfung bis Zentralstelle für musikpädagogische Dokumentation. Dem Leser und Benutzer wird rasch deutlich, welche eminente Rolle die Musikpädagogik in unserer Musikkultur spielt und wie weit sie hier und heute – über ihre früheren Grenzen hinauszukommen genötigt ist, etwa durch den Einbruch der neuen Medien.

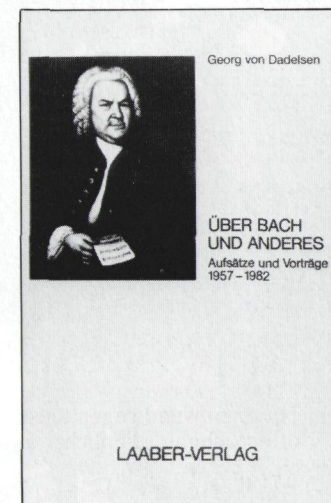
Das Buch deckt den Informationsbestand der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre ab; eine Geschichte der Musikpädagogik mitzuliefern, war nicht beabsichtigt und hätte die Publikationschance wegen der Materialfülle überhaupt gemindert. So erklärt sich auch, daß die Musikpädagogik im Hitler-Regime – Brennpunkt des Interesses gerade bei jüngeren Musikfreunden – nur knapp charakterisiert ist; hier und dort stehen dann kognitive Wunschbeschwörungen gegen faktische Geschichte. So sei es, formuliert Günter Trautner, nach Fritz Jödes Entlassung aus dem Staatsdienst 1935 bis zum Kriegsende „still um ihn gewor-

den“. Tatsächlich dauerte, wie die Archive verraten, der Kampf um Jöde zwischen den NS-Behörden fort und Jöde rehabilitierte sich selber Schritt für Schritt, indem er Pg. wurde, für die Auslandsorganisation der NSDAP arbeitete und als Kulturabteilungsleiter und Musikbeauftragter das HJ-Gebiet 32 Salzburg betreute – neben seiner Dozentur am Mozarteum, dies alles sehr öffentlich und keineswegs still.

Ähnlich motiviert, schrieb Walter Heise über Georg Schünemann, der 1933 nicht „fristlos entlassen“, sondern unter Wahrung seiner Beamtenrechte beurlaubt wurde; tatsächlich fiel Schünemann dem übereifrigen Säuberer Havemann zum Opfer, der Denunziationen benutzte und nicht auf den Ausgang des Anpassungsprozesses des eingeschüchterten Schünemann warten wollte; als Kulturfunktionär Hinkel den Fall an sich zog, war der Schaden schon geschehen, das Ämterkarussell in Gang und der Hinausgeworfene erst Jahre später standesgemäß wieder unterzubringen.

Alle anderen Mitteilungen über Tendenzen und Fakten der NS-Musikpädagogik, zumal die von Ulrich Günther und Ernst Klusen sind absolut exakt, wie es sich von selber versteht bei Autoren, die eigene Detailstudien ohne die üblichen Mechanismen der Schonung vorweisen können. Die „braune“ Periode – in welchem Metier auch immer – eignet sich recht eindrucksvoll als Prüf-

stein für die innere Freiheit einer Publikation und damit für ihre „unideologische“ Qualität. Insofern ist dieses „Lexikon der Musikpädagogik“ Pflichtlektüre, nicht nur für Fachleute, sondern für die Tausende von „kleinen“ Musiklehrern in Stadt und Land, die Basisarbeit leisten, und dann natürlich für alle die Musikfreunde, die es reizt festzustellen, warum es – unter anderem – immer noch Musik gibt. *Fred K. Prieberg*



Georg von Dadelsen: Über Bach und anderes. Aufsätze und Vorträge 1957-1982. Hg. von Arnold Feil und Thomas Kohlhasse.

Laaber-Verlag,
Laaber 1983,
247 S., 48 DM

■ Seit der Arbeit an seiner Habilitationsschrift „Beiträge zur Chronologie der Werke Johann Sebastian Bachs“ hat sich Georg von Dadelsen fast ausschließlich der Bach-Forschung gewidmet. Welche Fülle an Problemen hier noch immer anstehen (nach den Worten des ehemaligen Tübinger Ordinarius eine „Aufgabe für Jahre und Jahrzehnte“), machen die zu seinem 65. Geburtstag vorgelegten Aufsätze aus seiner Feder beispielhaft deutlich. Natürlich geht es auch hier um die Chronologie, bei der vor allem die exakte Datierung der

Frühwerke Überraschungen bringen dürfte. Doch auch das oft diskutierte Parodieverfahren, die Entstehung des Orgelbüchleins oder die h-Moll-Messe sind Themen, die mit der Kompetenz des Fachgelehrten abgehandelt werden. Daß von Dadelsen mit einleuchtenden Gründen Friedrich Smends These mißtraut, bei der h-Moll-Messe handele es sich um kein geschlossenes Werk, sondern um vier Einzelkompositionen für den lutherischen Gottesdienst, ist beispielsweise in der Einführung zu einer Schallplattenaufnahme der CBS nachzulesen.

Weiter in der Thematik greifen zwei Beiträge aus, die hier noch stellvertretend genannt werden sollen. Um das Problem „Urfassung“ und „Fassung letzter Hand“ geht es in einem 1961 in den „Acta musicologica“ erschienenen Aufsatz, in dem der Autor zu Recht darauf aufmerksam macht, daß die weit verbreitete Vorstellung von der „Zwangsläufigkeit einer einzigen Lösung“ doch allzusehr ein von einem einseitigen Geniebegriff suggeriertes „Wunschbild“ ist. Gerade die „Vielfalt der Lösungen“ (man könnte in der Literatur auf zahlreiche analoge Beispiele verweisen) ist für von Dadelsen ein Indiz für die Genialität des betreffenden Meisters.

Von allgemeinem Interesse sind schließlich auch die Ausführungen über „Alte Musik in neuer Zeit“: Ohne Schmälung der Verdienste der historischen Aufführungspraxis wird hier doch kein Zweifel daran gelassen, daß die „Rekonstruktion des originalen Klangbildes zum Zweck der historischen Richtigkeit“ schon aufgrund veränderter Hörerfahrungen eine „Utopie“ bleiben muß. Eine kritische Anmerkung sei nur gegenüber der Behauptung erlaubt, im 19. Jahrhundert wäre man taub gegenüber dieser Problematik gewesen. Man lese in diesem Zusammenhang nur, was Mendelssohn am 11.3.1835 an seine Mutter schrieb, als es ihm bei einer Aufführung von Händels „Salomo“ um weitgehende Restitution des originalen Klangbildes ging.

Hans Christoph Worbs

Saitenblätter – Eine neue Gitarrenzeitschrift

„nova giulianiad – Freiburger Saitenblätter“ heißt eine neue Musikzeitschrift, die in Freiburg erscheint. Der Titel nimmt Bezug auf die „alte“ giulianiad, die vor 150 Jahren in London begründete und nach dem Gitarristen Mauro Giuliani benannte Gitarrenzeitschrift. Das Periodikum, dessen erstes Heft 60 Seiten umfaßt, ist zugleich das offizielle Informationsorgan der Internationalen Gitarristischen Vereinigung, die ihren Sitz in Freiburg im Breisgau hat.

Herausgeber und Chefredakteur ist Jörg Sommermeyer, der Vorsitzende dieses Vereins. Das Stilletheft,

dessen Geleitwort der bekannte Gitarrist und Musikpädagoge Anton Stingl schrieb, bietet eine reichhaltige Vielfalt an gitarristischer Information, so etwa des alten Reichardt interessanten Aufsatz über „Beethoven und Giuliani“, einen Beitrag des Gitarrenlexikon-Autors Powroźniak („Wo und wann wurde Giulio Regondi geboren?“) sowie ein informatives Interview Sommermeyers mit dem Lautenisten Hopkinson Smith. Namhafte Gitarristen berichten von Gitarren-Festivals in aller Welt: Sonja Prunnbauer aus Québec, Ihsan Turnagoel aus Bangkok und Hubert Käppel über Esztergom

(Ungarn) und Volos (Griechenland). Über Australiens Gitarrenaktivitäten gibt Bernard Hebb einen Überblick. Dazu kommen ein Veranstaltungskalender, eine Übersicht über aktuelle Geburts- und Gedenktage, Besprechungen von Schallplatten, Büchern und Noten. Ein Notenteil bringt drei kleinere unbekannte Gitarrenkompositionen. Ein ausführlicher Aufsatz befaßt sich mit dem Thema Gitarre und Compact Disc. Porträts sind dem Duo Geminiani und dem britischen Gitarristen Robert Brightmore gewidmet.

Karl Ludwig Nicol